Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 16 (1948-1949)
Heft: 5

Artikel: Gleichnisreden
Autor: Kassner, Rudolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-759520

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

GLEICHNISREDEN

VON RUDOLF KASSNER

Der Lemming

Eines hat mir stets zu denken gegeben, daß die Frage von Menschen, von Philosophen so gestellt werden konnte, ob Mitleid gut sei, gut für den Nächsten, gut für einen selbst, ob es nicht die Lebensfähigkeit des Menschen herabsetze und darum verpönt sein sollte. Die Frage, scheint mir, konnte nur unter der einen Voraussetzung oder Annahme so gestellt werden, wie sie gestellt wurde, daß der Mensch, mit welchem wir Mitleid haben, das Mitleid verdiene, recht eigentlich: davon genau das fasse, was er zu fassen vermag, gleichwie ein Krug Oel faßt, daß er davon also nicht überlaufe und Mitleid somit nicht verschüttet werde. Kann es bei dieser Voraussetzung bleiben? Kann die Bedingung geltend gemacht werden, daß einer genau so viel Mitleid bekomme, als er verdient oder zu fassen vermag? Muß der Mensch nicht notwendig mit dem Mitleid, das ihm gelten soll, überlaufen? Und müssen wir Mitleidigen, Mitleid Spendenden, nicht gleichfalls davon überlaufen? Ich glaube, daß der Bemitleidete und der Mitleidige, daß beide davon überlaufen müssen, und zwar darum, weil zwischen beiden keine Gleichung angesetzt werden kann, die Gleichung: so viel Leid, so viel Mitleid, sondern zwischen ihnen, mitten durch sie hindurch, der Strom des Lebens fließt.

Wenn zwischen dem Spender und dem Gegenstand des Mitleids eine Gleichung angesetzt werden, es zwischen beiden zu einem Ausgleich kommen könnte, wenn also, heißt das, die ganze Menschheit sich in einzelne Menschen aufteilen ließe, ohne daß ein Rest bliebe, die Menschheit somit von keiner höheren Ordnung wüßte als von der mit der Statistik gegebenen, so müßte sich das verfügbare oder vorhandene Mitleid so verteilen lassen, daß der einzelne Mensch davon den ihm gebührenden Anteil als eine Art Deputat zu fassen bekäme. Ohne überzulaufen, ohne überzuströmen und ohne daß Unordnung, erfahrungsgemäß mit jeglichem Ueberströmen verbunden, daraus entstünde und alles somit in Frage setzte. Von der Annahme, daß die Menschheit sich in lauter Einzelne restlos aufteilen, darin zerstäuben lasse, geht der räsonnierende Utopist aus, der Gläubige an irgendeinen glücklichen Endzustand, an ein Millenium, jeder Mensch also, der oder soweit er den Widersinn an sich ausschalten zu können vermeint und den existierenden Menschen mit dessen Tugend oder mit der Summe von dessen Tugenden identifiziert. Der Einwohner utopischer

Lande, er, der den glücklichen Endzustand erreicht, des Glückes habhaft geworden zu sein vermeint, er läuft in der Tat nicht mehr über.

Das Ueberlaufen, Ueberfließen soll also nur ein anderer Ausdruck dafür sein, daß sich der Einzelne von der Gesamtheit nicht ohne weiteres, mir nichts, dir nichts, abtrennen oder daß die Gesamtheit sich in Einzelne nicht so aufteilen lasse wie (gemäß einer Hypothese) die Materie in Atome. Das Mitleid kann also nur dort in Aktion treten und zur Wirkung kommen, wo ein Band besteht, ein unlösbares, zwischen dem Einzelnen und der Gesamtheit (als Idee). Oder wo der Strom dazwischen nicht unterbrochen oder abgelenkt werden kann, ohne daß Unordnung, Zerstörung, Verwüstung und so weiter entstünde. Die sogenannten Menschheitsreligionen wie der Buddhismus und das Christentum sind beide auf dem Mitleid aufgebaut, was nicht anders erwartet werden kann. Im Mitleid, läßt sich sagen, schließt sich der Kreis, darin alle einzelnen Menschen zur Menschheit zusammengeschmiedet erscheinen, und dieser Kreis kann nicht mehr zerrissen, aufgerissen werden, wenn nicht alles über- und auslaufen soll. Auch der wirkliche Kreis müßte, nebenbei, überlaufen, wenn wir es vermöchten, ihn zu zerreißen. Womit überlaufen? Mit dem Kreissein als seiner Bestimmung. Gleichwie der einzelne Mensch mit seinem Schicksal überläuft.

Mitleidlos ist Art gegen Art, Rasse gegen Rasse, Volk gegen Volk. Ist so zu allen Zeiten gewesen. Man ist versucht zu behaupten, daß sich die ganze Menschengeschichte aus Akten der Mitleidlosigkeit der einen Art gegen die andere, der einen Rasse gegen die andere zusammensetze. Keine Geschichtsauffassung kann an dieser Tatsache etwas ändern. Ist aber darum das Mitleid (zwischen Rassen und Völkern) schlecht oder untauglich, überflüssig, hinderlich oder gar als die Erfindung oder Einbildung solcher zu brandmarken, die abseits vom Volke stehen? Wie steht es damit? Kann Mitleid überhaupt von außen hineingetragen werden in einen Kreis, in ein Ganzes? Nichts kann von außen hineingetragen werden in ein Ganzes, nur Worte können es. Wer ist also hier Träger des Mitleids, Mundstück und Rede in einem? Hier, will sagen: innerhalb eines Stammes, einer Art, einer Rasse? Wer anders als jener Gott, der im höchsten Sinn den Zusammenhang eben des Stammes, die Artverwandtschaft gewährleistet. Nur äußert sich das Mitleid dann als Milde, als Barmherzigkeit, als Verleihung von Gaben und Glücksgütern. Allah ist zugleich grausam und milde, ist so grausam wie milde, und ihm gleicht der Mensch, der nach seinem Bilde geschaffen und soweit er es ist. Diese Art von Milde und Barmherzigkeit aber kann den Menschen nicht schwächen, da sie von Gott ausgeht.

Ich komme hier auf den Unterschied von Ebenbildschaft und

Einzeltum. Darf es einmal so formuliert werden, Milde, Barmherzigkeit herrsche wie vieles ähnliche, wofür uns von Gott die Sprache verliehen wurde, im Reich der Ebenbildschaft und Analogie, Mitleid aber in jenem der Freiheit? Und mit der Freiheit zugleich im Reich des Gottmenschentums? Beide, das Gottmenschentum und die Freiheit, sind da, um im höchsten Sinn das Verhältnis des Einzelnen zur Menschheit, zum Menschentum zu regeln.

Wenn wir aber einmal von der Regel absehen, existieren wir auch in ihr, in der Welt der Freiheit und des Gottmenschentums? Existieren wir darin wirklich? Oder suchen wir uns darin nur auf eine gewisse Weise zu halten? Wie an einer Grenze, wie an einem Rande? Am Rande eines Abgrunds? Können wir mehr und anders als uns darin halten? Kann Leben in der Welt des Sinns, zu dem wir in der Freiheit gelangen, etwas anderes heißen als Sich-halten? Als etwas festhalten, als den Sinn, die Idee festhalten? Viele Fragen auf einmal, die beantwortet werden sollen und die alle in die eine münden, auf welche Weise wir die beiden Ideen der Freiheit und des Ueberströmens zusammenbrächten. Stehen sie zueinander nicht genau so wie Person zu Art? Eines darf darum nicht sein: im Mitleid ein Geschenk, eine Gabe sehen, etwas also, was zwischen mir und dir, mein und dein auch aufgeteilt werden könnte, denn dann gäbe es kein Ueberströmen, Ueberfließen. Ich komme hier auf die von mir schon so oft signalisierte Inkommensurabilität von Ich und Du, wie ich es nenne. Wenn ich, dieser entsprechend, Mitleid mit dir habe, so brauchst du es darum nicht mit mir zu haben. Und umgekehrt. Strömen wir also über! Nur keine Teilung. Oder wenn Teilung, so im Sinne eines Höheren, welches Höhere dann auch da sein muß und da sein wird.

Eine der erschütterndsten Tatsachen im Bereiche der Natur scheint mir der Todeszug der Lemminge. Zu gewissen Zeiten, wie man annimmt nach einer Periode übergroßer Vermehrung, begeben sich Millionen von Lemmingen auf die Wanderung im dichtesten Zuge, schwimmen durch reißende Flüsse, durch breite Seen, ziehen über Berge hinüber. Zahllose werden von Renntierherden, über deren Weiden der Zug kommt, zertreten; solche, die sich am Rande verlaufen oder zurückbleiben, sind die Beute von Bären, Wildkatzen, Wölfen, Bussarden und Falken. Unaufhaltsam geht der Zug weiter, bis er ans Meer kommt, wohinein er sich dann stürzt, einem Strom gleich, der seine Mündung gefunden, und darin alle die Millionen kleiner Tiere umkommen.

Ich weiß von keiner Tatsache innerhalb der Natur, darin sich das Dämonische auf eine gleich deutliche Art und Weise kundtut. Dieses rein Dämonische nun nimmt unser Mitleid nicht an oder auf. Was

ebenso ins Gewicht fällt für die Bestimmung des Dämonischen wie des Mitleids. Denn erst dort, wo das Dämonische sich zum Humanen hin öffnet, vermag das Mitleid einzudringen, und das Dämonische öffnet sich immer nur am Helden, in ihm und durch ihn, zum Humanen. Wenn sich also ein einziger, einzelner aus den Millionen von Lemmingen loszulösen und auf solche Weise die ganze Erschütterung der zum Tode Drängenden in sich aufzunehmen und zu ertragen vermöchte, dann müßte dieses eine Schicksal und mit und an ihm das aller anderen in uns Mitleid erregen. Die Tragödie weist unter allen Umständen diesen einen Weg: vom Dämonischen (von der Magie) zum Ideellen (der Freiheit). Vom Artmäßig-Arthaften zur Person, um an oben Gesagtes anzuknüpfen. Darin liegt ihre ewige Bedeutung und ihr ewiger Sinn für uns.

In gewisser Hinsicht deutet die Tragödie auf einen Akt der Selbsterkenntnis hin oder führt ihn mit sich, hält vor ihm an. Wir Menschen erkennen uns selbst im Helden, im Protagonisten. Der Lemming aber erkennt sich nicht im Lemming, und wenn einer aus ihrer Schar, an erster Stelle stehend und führend, die anderen nach sich zieht, so erkennt sich der nächste und andere erst recht nicht in ihm, in dem an erster Stelle oder an der Spitze. Darum ist das Gesicht des kleinen Lemmings der Erde zugekehrt. Alles ist darin gebunden, und doch fehlt etwas darin trotz aller Gebundenheit und Dichte, fehlt uns, wenn wir das Gesicht mit unserem Blick aufzuschließen suchen, wie wir eine Rose mit dem Hauch des Mundes aufblättern. Ich will versuchen zu sagen, was: das Wort, der Begriff, das Maß, der Logos, was alles genau dort entsteht, entstehen müßte, wo sich der einzelne Lemming vom anderen, nächsten loszulösen vermöchte. Mit einem einzigen Wort: die Sprache. Welche in gleichem Maße den Akt der Selbsterkenntnis und den des Tragischen in sich faßt. Daher, was ich schon oft genug betont habe, der Vorrang der Sprache vor dem Ton, der sicherlich nicht bestünde, wenn wir alle vom Lemming oder vom Affen oder von sonst was abstammten oder solcher Abstammung eine entscheidende Wichtigkeit für die «Ewigkeit» oder Freiheit zukäme.

Das Wort, die Sprache also müßte sich dort bilden, wo sich der eine Lemming vom anderen löst. Oder wenn wir an Stelle der Sprache den Redenden stellen: der Mensch, das Wesen, das zugleich schuldig und unschuldig ist, eben der Held, Oedipus, und nicht einfach der Schuldige *oder* der Unschuldige. Wenn wir so einen kleinen Lemming mit dem sehr prominenten Schnauzbart, an den eines Regimentstrommlers erinnernd auf farbigen Kupfern aus dem Beginn des vorigen Jahrhunderts, von der Erde weg zu uns hinaufheben, sein dichtes Gesicht mit unserem Blick wie gesagt aufzublättern suchen wie eine vielblättrige Rose mit dem Hauch des Mundes, so wird uns,

wenn wir übermäßig von dem Anblick ergriffen erscheinen, daraus entgegentönen: Schuld, Schuld, Schuld und dann wieder: Unschuld, Unschuld, Unschuld, aber eines wird auf keine Weise daraus zu uns reden: Schuld, die unschuldig ist, und Unschuld, die schuldig ist. Dazu braucht es eben des Menschengesichtes, braucht es dessen Offenheit und damit in Verbindung des Wortes und alles dessen, was am Worte hängt: Freiheit, Sinn.

Stolz

Graf ** tritt am Morgen in das Schlafzimmer seiner Gattin. «Mamatschinka, eben hat der Inspektor telephoniert, daß ein großes Gewitter in der Nacht über ** niedergegangen ist, daß aber weder in ** noch auf den anderen Höfen etwas passiert sei. Nur in ** ist die ganze Ernte zerstört, auch der Wein. Ich sage Ihr das nur, um Sie zu beruhigen.» — «Haben wir nichts in **?» — «Nein, nichts haben wir dort. Also ich küsse die Hände, und auf Wiedersehen beim Frühstück. Und vergiß Sie nicht, dem Fletcher zu sagen, daß wir heute acht sind; eben haben sich die ** angesagt.»

Gräfin ** sah, nachdem sich die Tür hinter ihrem Gatten geschlossen hatte, in die Richtung der Tür hin. Zugleich gespannt und vage. Man wußte nicht recht, ob sie nicht noch etwas wollte oder nicht. Nach einer Weile aber schien sie zu wissen, was sie wollte, faltete die Hände und dankte Gott dafür, daß er ihre Felder alle verschont hatte. Es war ein richtiges Gebet...

Die Gräfin war sehr stolz (ohne Nebengedanken oder Nebenvorstellungen), und der Gott, an den sie sich in allen ihren Gebeten wandte, war auch sehr stolz, war ein stolzer Gott (auch ohne Nebenvorstellungen). Beide waren stolz. Von Gott ließe sich sogar behaupten, daß er der Inbegriff des Stolzes war und den Stolz ausstrahlte, ja daß sein Stolz ganz in Strahlung aufging. Die Gräfin war stolz ohne zu strahlen.

Der Spiegel des Herrn

Darauf kann man sich schon verlassen, daß der alte Kammerdiener des Fürsten ** nicht in den Spiegel seines Herrn in dessen Ankleidezimmer blicken werde, um einmal zu sehen, wie er selber, Moucha, heute, jetzt oder sonstwann aussehe, er selber und nicht der Fürst vor ihm. Das kommt nicht vor, oder das kann Moucha nicht passieren, weder am Morgen bei Tageslicht noch am Abend bei Kerzenbeleuchtung. Freilich dürfte es schon das eine oder das andere Mal geschehen, daß Moucha, während er um seinen Herrn bei dessen Toilette zu irgendeiner Stunde beschäftigt ist, sein eigenes Bild im Spiegel unwillkürlich streift, für einen Augenblick darin verliert oder daß dieses

Bild hineinfällt in den Spiegel. Aus Achtlosigkeit wie ein Kind ins Wasser.

Was alles zusammen im Grunde genommen sehr merkwürdig, ja unheimlich ist und unsere Aufmerksamkeit in hohem Maße in Anspruch nehmen darf. Wenn da ein Reglement bestünde oder gar ein Verbot herrschte, so etwa: Du darfst dich nicht im Spiegel deines Herrn sehen, ansehen, angucken, so würde alles sehr einfach und kein Wort mehr darüber zu verlieren sein. Es ließe sich immerhin denken, daß so ein Kammerdiener einmal auf den Gedanken kommen könnte, sich dadurch zu erhöhen oder nur vergleichen zu wollen, daß er in den Spiegel seines Herrn sieht. Nun besteht ein solches Ver- oder Gebot oder Reglement absolut nicht. Und Moucha steht um seinen Herrn herum zu allen möglichen Tageszeiten wie ein Ding um ein anderes oder wie die Oberfläche eines Dinges um die eines anderen. Man könnte höchstens sagen: beide stehen umeinander herum, ohne daß der eine den anderen störte, ohne daß der eine in den anderen einzudringen versuchte, ohne daß die eine Persönlichkeit der anderen im Wege stünde. Denn letzteres, Persönlichkeit, Persönlichkeit in beiden, würde nur möglich, würde brauchbar sein oder zu Wirksamkeit gelangen können, wenn beide denselben Spiegel hätten. Das ist überhaupt das Geheimnis der Persönlichkeit: derselbe, der *eine* Spiegel. Ohne einen solchen *einen* Spiegel gibt es keine Persönlichkeit im strengen Sinn, sondern nur Dinge, Oberflächen, Häute, Bälge von Dingen, Identitäten und bleibt der Fürst ** eben Fürst und Moucha Moucha und knöpft dem Fürsten hinten die Hosenträger an.

Was geschieht nun, wenn wir an die Stelle des Fürsten Gott und an Stelle Mouchas einfach den Menschen setzen? Gibt es im Verkehr zwischen Gott und dem Menschen so etwas wie einen Spiegel? (Wie vorhin den Wandspiegel im Ankleidezimmer des Fürsten.)

Gott braucht für sich selber darum keinen, weil er als einziges von allen Wesen sich selber auf den Grund sieht. Der Fürst und wir alle haben doch nur darum einen Spiegel (wo immer), weil wir uns alle zusammen nicht auf den Grund kommen. Darum haben wir auch alle ein Gesicht. Um des Spiegels willen. Zuerst der Spiegel und dann das Gesicht. Aus dem Spiegel ist das Gesicht uns zugekommen.

Der Mensch aber braucht in seiner Stellung zu Gott darum keinen Spiegel, weil er sich dann in Gott sieht, und Gott kein Spiegel, sondern die Vollkommenheit selber ist, weshalb auch der Mensch, indem er die Vollkommenheit anschaut, sich selber darin zu sehen sucht, ein anderer werden muß und nicht mehr er selber bleiben kann.

Im Verkehr zwischen Gott und Mensch verschwindet also der Spiegel, der Wandspiegel. Oder tritt an Stelle der Wiederholung die Schöpfung.

Ich kam alljährlich, und zwar, wie aus meinem Paß zu ersehen war, mehr oder weniger genau um dieselbe Zeit für eine Woche und etwas mehr nach L. in Ungarn. Das war wohl noch kein Statut, mochte aber zuweilen so aussehen. Und jedesmal sagte Pista, der Jäger meines Gastherrn, mich zu betreuen beauftragt, während er meine Koffer packte oder auch, indem er mir die Schlüssel dazu überreichte: «Also wieder über ein Jahr, Herr Baron?!» (Ich bin für ihn Baron und muß es bleiben.)

Und indem er dies in seinem etwas schadhaften Deutsch sagt, lächelt er. Es ist wie ein ganz kurzes Aufglühen des Gesichtes und Verziehen des Mundes und gleich wieder weg. Aber einen Augenblick lang war es da, zart, vorsichtig, zugleich diskret und indiskret, menschlich. Was bei Pista schon manches besagt.

Woher aber dieses Lächeln? Was kommt Pista dabei so komisch vor? Ist es das, daß ich, wie gesagt, alle Jahre um genau dieselbe Zeit ankomme, mit allen Zeremonien und Aufregungen einer solchen Ankunft, und daß ich dann wieder abfahre mit ebensoviel Zeremonien und Aufregungen, dazwischen aber und dabei ganz derselbe bleibe und so weiter? Ja, das muß es wohl sein, darum dieses Lächeln, diese ungewohnte Indiskretion des Lächelns, dieses Sich-ins-Einvernehmen-Setzen mit einem, das leise Verziehen der Mundwinkel, was alles, soweit es in meinen Kräften ist, erklärt werden soll:

Wenn ich, sagen wir, der Mond oder, stets vorausgesetzt, daß Pista sich mit dergleichen abgäbe, einer von den Planeten oder wenn ich auch nur der Storch wäre, der um die Zeit meiner Anwesenheit oben am Schornstein des Schlosses nistet, wenn ich, heißt das, käme und verschwände wie diese, so würde Pista nicht lachen, so würde niemand lachen oder nur einer, der wider aller Erwarten plötzlich blödsinnig geworden ist. So aber lacht oder lächelt Pista und würde auch ein anderer lachen, will sagen: irgend etwas beim Ganzen komisch finden.

Was aber? Und warum? Antwort: Weil die Komik, der Humor des Menschen auf die Divergenz von Innen und Außen und damit zuletzt auf die daraus resultierende Idee der Freiheit zurückgeht. Worin, weiter, das eine enthalten ist, daß Ursache und Ziel, Ursache und Idee beim Menschen auseinanderliegen, und der Mensch darum nicht genau so wiederkommen kann, wie er geschieden ist. Oder daß er, für die Freiheit geboren, wie es heißt, er, der ins Unendliche Strebende, wenn er wiederkommt, es nur als Verwandelter darf oder unter einem bestimmten Zwang, womit jeder Komik die Spitze abgebrochen ist. Und dieser Gegensatz von Freiheit und Zwang, der

Umstand, daß gerade die Freiheit den Zwang auslöst, macht es, daß Pista lächeln muß (bei vollster Ahnungslosigkeit). Der Mond nun oder sonst ein Gestirn hat nicht diese Divergenz von Innen und Außen, so kann er sich und seine Bahn wiederholen oder braucht sich nicht zu verwandeln, um dem Lächerlichen zu entgehen. Auch der Storch oben im Nest hat sie, da er nicht als Persönlichkeit brütet oder zum Schilfteich mit großem ruhigem Flügelschlag segelt, um Futter zu holen, sondern als Gattungswesen.

Es ist gut, bei solchen Gegebenheiten über den Unterschied zwischen dem Menschen und dem Mond nachzudenken. Wenn sich nämlich der Mond verwandeln könnte, so würde er zu einem Gott werden; der Mensch jedoch bleibt nach der Verwandlung oder in ihr Mensch. Wer ist mehr?

Um aber zu Pista zurückzukehren: indem Pista auf eine etwas indiskrete, aber doch höchst unüberhebliche, vorsichtige Art über mich lacht, lache ich über mich selber. Es ist das ein und derselbe Akt. Pista ist nur der Zerrspiegel. Der Mond hat keinen Spiegel. Wenn er einen hätte, so müßte er darin versinken. Oder als Gott daraus wiederkehren. Wir Menschen allein können und müssen uns vor dem Spiegel behaupten. Um der Freiheit willen.

Im Anschluß an das Obige frage ich mich, was eigentlich den unendlichen (für mich) Reiz der ganzen Antike ausmache, weshalb ich nie aufhören kann, sie zu denken und zu fühlen. (Ich meine hier nur den Reiz, die Verführung, nicht die Größe.) Zuweilen lautet die Antwort der anderen: die Natur, Natürlichkeit und ähnliches. Falsch. Sondern die Nicht-Ueberanstrengung. Ich muß es schon so sagen. Wir sind seit langem Ueberanstrengte. Alles in uns ist Ueberanstrengung, oder alles ist in steter Gefahr, sich zu überanstrengen: die Opfer, Leiden, der Ruhm, die Unsterblichkeit, der Glaube, die Idee der Freiheit.

Oh, ich weiß, daß es höchst unspirituell ist, sich als Myste oder Adept des Mithrakultes im Stierblut zu baden, um auf solche Weise etwas von der Kraft des Stier-Gottes an sich zu bringen. Das hat nichts mit Natur, nichts mit unserer Sinnlichkeit zu tun. Ich spüre und fühle hier nur die Nicht-Ueberanstrengung. Innerhalb einer Welt des Gleichen, darin es so viel Seelen gibt wie Gestirne. Dinge gleiten mühelos in Symbole über, oder Ding und Symbol stehen zueinander, gleichwie die Tage und Nächte die Erde kleiden, oder wie stets von neuem sich der Weltmorgen aus der Weltnacht erhebt: für die Seele, für die Leibseele, für die Gestirnseele. Wenn ein antiker Mensch sich verwandelt, so geschieht es gleich in den Gott. Um eben der Leib-, und der Gestirnseele willen.

Man wird darauf erwidern: Aber die Mühen (πονοι), die zwölf Arbeiten des Herakles... Ja, es waren Mühen, Aufträge, Verfol-

gungen und alles, aber das bedeutete nicht Ueberanstrengung. Zu letzterer gehört das Ich, das seit Hamlet, seit Pascal überladene, das Ich, das, wie ich sagte, nicht Mitte ist, das zugleich hoch- und demütige. Herakles und die ihm nacheiferten oder glichen, was hatten sie statt dessen? Das Schwert oder die phallische Kraft oder beides, doch so, daß eines für das andere genommen werden konnte, und alles begreifend die Fabel. Wir sind ohne Fabel oder haben statt der Fabel die Idee oder entschlüpfen der Fabel durch die Idee.

Die größte Korrektur nun dieser Ueberanstrengung ist der Humor, den wiederum die Alten nicht hatten. Darum sind Toby und Walter Shandy so wundervoll ineinandergreifend, daß daraus viel mehr als ein Doppelgestirn, daß daraus die Idee der menschlichen Freiheit entsteht.

Auf der Fahrt

Das neunzehnte Jahrhundert ist Darwin, Schutzfarben, Schwindel mit der ersten Ursache, Kompensation, Psychologie. Deren Inhalt zuletzt eben die Kompensation ausmacht. Sie langweilt mich. Das zwanzigste Jahrhundert, in dessen Mitte wir halten, muß darum den Weg heraus aus diesem Kompensationszirkel der Psychologen finden, wenn es zu einer Form oder einem Stil gelangen soll. Dieser Weg kann nun nicht den Sinn allein und nicht die Freiheit allein bedeuten, sondern die Vorstellung, daß Freiheit Sinn, aber auch Sinn Freiheit sei. Ich komme von hier zu meiner Idee vom Gottmenschen. Sinn allein, Freiheit allein ist Gott, ist Mensch, ist göttlich, ist menschlich, aber daß Sinn Freiheit und Freiheit Sinn sei und daß so etwas keine Tautologie ausdrücke und Tautologien überhaupt vermieden werden können oder sollen, das bedeutet den Gottmenschen, bedeutet die Ueberwindung der ersten Ursache.

Plötzlich einmal auf dem Wege von irgendwoher nach irgendwohin, doch so, daß nur der Weg galt, der Rausch des Weges, und das Ziel irgendwo im Unendlichen lag als ewiger Aufschub, ich saß allein im Abteil eines Schnellzuges und näherte mich im schönen Bogen einer rauchgeschwärzten Station, lang sich hinziehende Rauchschwaden lagen über der Stadt bis hin an den Waldhügel, es war trüb und häßlich und doch wiederum nicht, und zwar um des Nicht-Verweilens, um des Weges und der Berauschung willen, plötzlich, sage ich, geht mir da der Satz (es war ein Satz zunächst mehr als ein Gedanke, oder der Satz war zuerst da, und dann folgte der Gedanke), geht mir der Satz also durch Hirn und Herz so heftig, daß ich beides, Herz und Hirn, nicht unterscheiden konnte, der Satz, daß ich oder daß der Mensch Gott als erste Ursache nicht anbeten könne und solle, nicht mehr anbeten, daß darum der Weg sei, daß die Tiere aber, wenn

sie anbeten könnten, Gott als erste Ursache anbeten wollten und daß sie darum kreisen, während wir den Weg gehen. Sternendienst ist Anbetung der ersten Ursache, darin wir eingefangen sind. Indem wir den Sternendienst verwerfen, sprechen wir aus, daß der Weg immer nur der aus dem Sternenkreis heraus zur Freiheit sei.

Und doch sind wir an unsere Art und durch sie gebunden oder geschieht jede Bindung durch die Art und beten wir, indem wir unserer Art folgen oder die Tugend der Art aufweisen, die Sonne an oder doch Gott als erste Ursache. Somit sind wir beides zugleich: Kreis und Tangente. An dieser nun liegt es, daß es oft den Anschein hat, als flüchteten wir. Sooft die Art fehlt, sooft das Tier fehlt. Dort fehlt, wo es nicht fehlen soll.

Unsere Eigenschaften, jede für sich gesondert und gesondert ausgesprochen, sind auch die des Tieres oder diesen analog. Darum, heißt es, sind wir mutig wie der Löwe, sanft wie die Tauben, listig wie die Schlangen, nicht um des Löwen, der Taube und der Schlange, sondern um der Sonne und der ersten Ursache willen. So gehört das Tier zum Menschen wie Löwe, Ochs, Adler zu den Aposteln, so hat der Mensch das Wappentier. Die beide ebensowenig konfundiert werden können wie Kreis und Tangente, Art und Einzeltum, Eigenschaft und Weg.

Die Fruchtwässer Neros

Als Nero auf der Flucht, ganz kurz bevor er, von den Spähern des Gegenkaisers bedrängt, seinem Leben ein Ende machte, vom Durst gepeinigt, aus einer Straßenpfütze, darüber sich bückend, trinken wollte, sagte er, zum Sklaven aufsehend, der ihn begleitete: «Bisher im Leben hatte ich immer nur Fruchtwasser getrunken statt des gewöhnlichen.»

Nun, sooft ich Fruchtwasser trinke, oder manchmal auch, da ich nur den Saft von Apfelkompott oder Pflaumen oder ähnlichem auslöffele, gedenke ich Neros, der sich über die Straßenpfütze gebückt hält, um die Jauche zu schlürfen, dabei sich aller der köstlichen Fruchtwässer erinnernd, die dem Dürstenden von Sklaven in goldenen Pokalen gereicht wurden. So stelle ich eine Verbindung her zwischen mir und ihm über Jahrtausende hinweg, die einen Augenblick lang andauert. Und ich denke mir dazu, daß, wenn er in der Hölle brät, ihm jetzt ein wenig Fruchtsaft gereicht werden sollte, den ich ihm spenden möchte, ihm oder besser: seinen Qualen. Dante würde auf diesen Gedanken nicht gekommen sein, und zwar aus dem einzigen Grunde, weil damit, mit einem Schluck Fruchtsaft, die ganze Hölle ins Wanken geraten müßte, vielmehr als solche nur noch mehr im System bestehen könnte.